

## **Königsfelden *reloaded*: Was ist das Originale am Originalschauplatz?**

Ein mittelalterliches Ereignis als Geschichts-Erlebnis in der Moderne

Vortrag auf der Tagung: „Geschichtsvermittlung am Originalschauplatz“, Windisch/Königsfelden, 15. Oktober 2010

Ich bin um ein Input-Referat gebeten worden: Was, so fragt die Einladung zu dieser Tagung, seien die Chancen und Schwierigkeiten der Geschichtsvermittlung an originalen Schauplätzen? Wie sehen die Spuren der Geschichte, ihre Ausstrahlung und (vorsichtig unter Anführungszeichen gesetzt) ihre „Magie“ am Originalschauplatz aus? Und wie lassen sie sich Erlebnis und Inszenierungen mit Geschichtsbildung am besten verknüpfen?

In gewisser Weise kennen Sie sich da viel besser aus als ich. Ich bin kein Spezialist für Geschichtsdidaktik, sondern Mittelalterhistoriker. Und Historiker beschäftigen sich in erster Linie nicht mit Ereignissen und nicht mit Erlebnissen, sondern mit Texten – und das ist eben nicht dasselbe. Denn Geschichtswissenschaft basiert zwangsläufig auf einer schlichten Frage: Ist es echt? Die Historiker beginnen immer damit, ob ein Text, ein Artefakt, ein Gegenstand, ein Bild wirklich in jener Epoche entstanden ist, die ihm zugeschrieben wird, also mit Quellenkritik. Und danach kommt sofort eine zweite Frage, wie nämlich der Text, die Urkunde, das Gebäude von seiner Entstehungszeit eigentlich in die Gegenwart gelangt ist – also nach den Bedingungen der Überlieferung.

Bevor ich etwas zum Originalen des Originalschauplatzes sage, auf dem wir uns hier befinden, scheint es mir deswegen wichtig, sie mit einer grundsätzlichen Unterscheidung zu traktieren, nämlich der zwischen Vergangenheit und Geschichte. Das sind zwei Begriffe, die wir zwar im alltäglichen Sprachgebrauch als Synonyme verwenden, die aber für zwei sehr verschiedene Sachen stehen. Denn Vergangenheit ist das, was vorbei ist, perdu, und zwar unwiderruflich: egal, ob diese Vergangenheit – wie der Baubeginn dieser Kirche hier in Königsfelden – 700 Jahre entfernt liegt, im unendlich fernen Jahr 1310; oder 113 Jahre, wie die erste grosse Renovierung der schönen Glasfenster, 1897 begonnen; oder nur dreizehn Jahre, der Beginn einer zweiten Restauration des Chors 1987.

All das ist Vergangenheit. Von unserem Standpunkt aus ist die natürlich unterschiedlich weit weg, aber sie ist gleichermassen unerreichbar: Egal, wie sehr wir uns anstrengen und wie detailliert wir recherchieren, weder Sie noch ich werden dort nie wieder hinkommen, weder ins Jahr 1325, als die ersten Glasfenster eingebaut wurden, noch ins Jahr 1523, als die Königsfelder Nonnen das Kloster verlassen haben, und auch nicht ins Jahr 1770, als die Leichname der toten Habsburger abtransportiert wurden – ebenso wenig wie sie und ich ins Jahr 2002 zurück könnten, als die Renovierung fertig wurde. Die Vergangenheit ist endgültig vorbei, sie ist ein versperrtes Land – ein riesiges, aber unerreichbares Territorium.

Geschichte dagegen ist die Darstellung dieses Abwesenden: also das, was vergangen, aber nicht verschwunden ist. Sie muss erzählt werden, präsentiert, dargestellt. Und deswegen hat Geschichte – auch dann, wenn sie Geschichte des Mittelalters ist – immer sehr lebendige Protagonisten. Deswegen spielt sich Geschichte auch immer in der Gegenwart ab, und zwar egal, ob diese Geschichte von der Ermordung des Habsburgerkönigs Albrecht I. an diesem Ort handelt, am 1. Mai 1308, oder von der Gründung einer kantonalen Irrenanstalt am selben Ort, 1804, oder vom angeblichen Alltag in der antiken römischen Legionsstadt Vindonissa hier 50 Meter weiter.

Im Rohzustand, also jenseits der ordnenden und filternden Erzählungen, fällt die Vergangenheit immer chaotisch, heterogen, vermischt und mehrdeutig aus; sie kann mit einem selbst gar nichts zu tun haben. Gerade die weit verbreitete und vermeintlich selbstbewusste Rede von der "eigenen" oder "unserer" Vergangenheit in der ersten Person maskiert nur die Hilflosigkeit vor dieser Zeit-Zone, die man sich, egal ob die der eigenen Einzahl oder Mehrzahl, nicht nur nie mehr wieder erreichen kann, sondern sie sich auch nicht aussuchen. Und – noch skandalöser: Diese Vergangenheit weiss ja auch nichts von uns und unseren Anstrengungen, sie zu rekonstruieren und nachträglich neu zu erzählen. Alle vergangenen Ereignisse sind unserer Verfügbarkeit entzogen. Sie können nicht mehr verändert, verbessert oder repariert werden. Es sei denn, man verwandelt sie in Geschichte, und das heisst, in form-, knet- und veränderbare Erzählungen. Und das ist eben nicht dasselbe.

Aber, so werden Sie vielleicht einwenden, so unerreichbar ist doch das Jahr 1310 oder 1325 gar nicht, wie ich hier tue. Wieso soll die Vergangenheit ein unerreichbares, versperrtes Land sein, wo doch hier, um uns herum, diese eindrucksvolle Kirche mit den fantastischen Glasfenstern steht, den Bildern der Stifter und der Gründern des Franziskaner- und Klarissinnenordens als farbige Leuchtreklame, Original, unmittelbarer Blick ins 14. Jahrhundert also?

Der Ort, könnten Sie sagen, eben der Originalschauplatz verbinde uns doch mit dem, was vor 700 Jahren passiert sei. Genau das – „Erinnerungsort“ ist hier das Stichwort - wird ja auf den vielen bunten Flyers und Plakaten und Websites der Aargauer Museen umgesetzt, vom „Legionärspfad“ – „Spiel Dich in die Römerzeit!“ im antike Römerlager nebenan - über das „Tor zum Paradies“ hier im Kloster bis zum grossen Familienturnier im vergangenen September. Das Motto lautete: „Werdet die neue Königsfamilie im Habsburgerland!“ – und stimmt: Albrecht ist ja umgebracht worden, der Job wäre also zu haben. Inklusive königlichem Hoftagen, Ruinen-Picknick, szenischem Theater und Falken-Show.

Ich wäre mir da nicht so sicher. Das Konzept Erinnerungsort ist nicht von Pierre Nora mit seinen *lieux de mémoire* am Ende des 20. Jahrhunderts erfunden worden, 1984. Sondern es ist um einiges älter, es stammt aus der Mnemotechnik der Antike. Ort, *topos*, bezieht sich dabei auf einen Ort im Kopf desjenigen, der sich erinnert und mit Hilfe dieses imaginären Ortes Informationen sortiert und memoriert. Wann immer es bei den geschichtsinteressierten gebildeten Reisenden des 18. und frühen 19. Jahrhunderts nicht um Imaginationen im Kopf ging, sondern um wirkliche Orte, an denen sich historische Ereignisse in der Vergangenheit abgespielt hatten (denn für die begannen sich die Reisenden des 18. Jahrhunderts leidenschaftlich zu interessieren), dann waren die damaligen Augenzeugen und Berichterstatter ernüchtert und enttäuscht.

Denn am Originalschauplatz war damals in der Regel nichts zu sehen – keine Echos und Zeugen der dramatischen Vergangenheit. Weder von den Schlachten des antiken Weltreichs Rom noch von der ruhmreichen Kaisergeschichte des Mittelalters war viel übrig geblieben, das man hätte besichtigen können. Der wunderbar belebte und aufmerksame Johann Gottfried Seume etwa, immerhin ha-

bilitierter Altphilologe und Historiker, der 1802 von Leipzig nach Syrakus reiste und wieder zurück, zu Fuss, der erwartete an den historischen Originalschauplätzen, die er auf dem Weg passierte – und das waren ziemlich viele – auch Originalgefühle. Aber die stellten sich nicht ein. An all den Orten, wo Schlachten geschlagen und epochale Entscheidungen gefallen sind, fand Seume immer das gleiche, wie er notierte: Nämlich nichts. Das antike Stadttor von Capua war noch zu sehen, aber als überwucherter, zerfallener Rest. Die dramatische Weltgeschichte hatte sich einfach in Leere verwandelt: Ruinen, gepflegte oder ärmliche Häuser, banale Getreidefelder, Äcker, sumpfige Wiesen mit historisch höchst uninteressierten Kühen darauf.

Gegen diese Leere und den von ihr ausgelösten *horror vacui* haben ab den 1840er Jahren dann die Enthusiasten der Nationalgeschichte Europa mit Denkmälern überzogen, in einem wahren „Denkmalsfuror“, wie kritische Zeitgenossen schon in den 1860er und 1870er Jahren geschrieben haben. Wir haben uns so sehr an sorgfältig beschriftete und unübersehbar etikettierte Denkmäler weit zurückliegender Ereignisse gewöhnt, an all diese Gedenksteine, Säulen, Heldinnen- und Heldenbüsten und Reiterfiguren des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, dass wir vergessen, was für eine vergleichsweise junge Angelegenheit diese Form der Vergegenwärtigung des Vergangenen ist. Eine mehr zeitgenössische Ahnung davon bietet die schöne Bilderserie „Schlachtfelder“ des Schweizer Fotografen Christian Vogt, die er 1991 realisiert hat und die im Jahr darauf im Zürcher Museum für Gestaltung zu sehen war. Vogt zeigt die Originalschauplätze der historischen eidgenössischen Schlachten im Mittelalter, wie sie heute aussehen: Nebelige Wiesen (Morgarten). Ein Möbelmarkt und ein Schwimmbad (St. Jakob an der Birs). Eine Autobahnauffahrt (Arbedo). Der leere Parkplatz eines Supermarkts in der Agglomeration von Mailand, über den der Wind Plastiktüten weht (Marignano).

Sie sehen schon, es könnte sein, dass die Geschichtsvermittlung in Sachen Vergangenheit, ich meine, mit unbeschilterter, unbehandelte, unkommentierter Vergangenheit im Rohzustand, als Geschichts-Rohkost sozusagen, ein Problem hat. Deswegen braucht ihre Darstellung möglichst farbige Details, Unmittelbarkeit, Nähe. So hat wenigstens der Autor des Reiseführers „Handbuchs für Rei-

sende“ von 1851 das Problem gelöst, das er mit diesem Ort hier hatte und der Vermittlung seiner Geschichte.

„15 Minuten von Brugg“, so beginnt sein Text, „liegt die ehemalige Abtei Königsfelden, 1310 von der Kaiserin (in Wirklichkeit: Königin) Elisabeth und ihrer Tochter, der Königin Agnes von Ungarn gegründet.“ Zu sehen gibt es dem Führer zufolge hier nicht viel. Ich zitiere: „Das Gebäude wurde Hospital, später Irren-Anstalt. Die Kirche verfällt immer mehr; sie hat noch einen Theil der alten Glasgemälde aus dem 14. Jahrhundert.“

Trotzdem ist der Eintrag im Reiseführer sehr umfangreich, immerhin vier Seiten. Denn er schildert den spektakulären politischen Mord, der sich 1308 hier abgespielt hat, und zwar als historisches Actionkino. „Plötzlich schrie Herzog Johann laut „Hier ist der Lohn des Unrechts!“ und rannte ihm (dem König Albrecht) den Speer in die Gurgel; da spaltete Balm ihm den Kopf, da schlug Eschenbach ihm durch das Antlitz. Nach einem lauten Schrei sank der König ohnmächtig in sein Blut; ein armes Weib sah die That, eilte ihn aufzunehmen; der König starb in ihrem Schoss.“ Dann wird die Verfolgung der Attentäter geschildert, die sich als Mönch in Italien oder als Schäfer in Württemberg verstecken, deren Burgen gestürmt und zerstört werden, die spurlos verschwinden, auf immer, oder, wie Rudolf von Balm, auf der Flucht gefangengenommen, gefoltert und dann auf dem Tatort selbst mit dem Rad hingerichtet werden. Dabei habe der Mörder noch eine laute Ansprachen gehalten, weiss unser Reiseführer-Autor 1851; mehr als 1000 unschuldige Frauen, Männer und Kinder seien durch die Rache der Königin Agnes dem Henker übergeben worden.

So fühlt sich Mittelalter richtig echt an, nicht wahr? Nahaufnahme, Blut, und viel Emotion. Mit dem 14. Jahrhundert hat dieser Originalton nun leider nicht ganz so viel zu tun. Es ist ein Ausschnitt aus der in den 1780er Jahren erschienenen „Geschichte der Schweizer“ des enorm produktiven romantischen Universalhistorikers Johannes von Müller, und der konnte starke Affekte, das war eine seiner Spezialitäten. Ab dem Ende des 18. Jahrhunderts hatte der aufsehenerregende Mord an Albrecht I. durch seinen Neffen Johann von Schwaben nicht nur Johannes von Müller inspiriert, sondern ganze Legionen von Autoren: Inspiriert zu historischen Romanen z.B., die dann zum Beispiel „Die Kaisermörder“ hiessen, „ein

historisch romantisches Gemälde aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts“, von Mandien, 1826; oder von einem gewissen Thomas Bornhauser: „Herzog Johann oder Königsmord und Blutrache“, St. Gallen 1844. Dazu kamen historische Dramen fürs Theater, die interessanterweise alle „Johann von Schwaben“ heissen, „Trauerspiel in fünf Akten“ – von Wilhelm Zerneck, 1830, Rudolf Neumeister, Leipzig 1841, Moritz Blanckarts Dresden 1863 und Julius Grosse, Leipzig 1870. In dem wahrscheinlich wirkungsvollsten Mittelalterdrama des 19. Jahrhunderts, in Schillers „Wilhelm Tell“, hat unser Königsfelder Mörder Johann von Schwaben als „Johannes Parricida“ ebenfalls einen kurzen Auftritt.

Was hat das mit Geschichtsvermittlung zu tun? Eine ganze Menge; denn mit dem Mittelalter wird ab dem Ende des 18. Jahrhunderts enthusiastisch Politik gemacht, als Inbegriff von echtem Gefühl und nationalem Ursprung. Dieses geträumte Mittelalter als Zeitalter echterer, authentischer Empfindungen wurde mit den Nationalbewegungen des 19. Jahrhunderts überall in Europa zum vermeintlich homogenen und reinen Ursprung des jeweils eigenen Staates – zu jener besonderen Art Vergangenheit, die für utopische Zukunftsentwürfe taugte. Das hatte auch damit zu tun, dass die Nationalstaaten des 19. Jahrhunderts – alle brandneu – eine möglichst alte Vergangenheit dringend brauchten. Der französische Architekt Viollet le Duc baute ab den 1840er Jahren in Frankreich romanische und gotische Kirchen und Schlösser wieder auf, ziemlich freihändig und üppiger mittelalterlich, als sie im 13. und 14. Jahrhundert je gewesen waren. Spätestens mit Wagner und den neomittelalterlichen Schlössern seiner Zeitgenossen wurde die Neogotik zum Baustil der industriellen Revolution. Die neuen Nationalstaaten des 19. Jahrhunderts brauchten so viel Mittelalter, das sie es am liebsten selber errichteten, von den Türmen des Kölner Dom und des Ulmer Münster bis zu Rathäusern und Universitäten.

Aber das reale Königsfelden war für diese nationalen Inszenierungen nicht tauglich. Denn die toten Habsburger waren alle abtransportiert; sie wären in der Eidgenossenschaft ohnehin unpassend gewesen. Während überall in Europa eifrig neues Mittelalter gebaut wurde, im ganz grossen Stil, neogotische Kirchen, Villen, Bahnhöfe, Textilfabriken und Verwaltungsgebäude, begann Königsfelden immer mehr zu schrumpfen. Der gotische Kreuzgang war bereits am Ende des 18. Jahrhunderts abgerissen worden; 1869 folgten die Konventsgebäude. Bei der

Neuerrichtung der Nervenheilanstalt in den 1880er Jahren war ursprünglich geplant, auch die Kirche abzureissen und nur den Chor zu erhalten, und zwar integriert in die neuerrichtete Klinik. Lachen Sie nicht, solche patchwork-Bauten aus Alt- und Neugotischem sind in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts überall in Europa errichtet worden, und in Amerika ebenfalls.

Und deswegen stammt das meiste von dem, was Ihnen in diesem Raum mittelalterlich vorkommt, in der heute sichtbaren Form eben nicht aus dem 14. Jahrhundert – jedenfalls, sagen wir einmal vorsichtig: nicht direkt. Der elegante spitze und sehr gotisch aussehende Dachreiter auf diesem Gebäude zum Beispiel stammt von 1893. 1892 und 1937 wurden zwei komplett neue Pfeiler eingebaut; neu ist auch die steinerne Treppe im Chor. Die Glasfenster, zwischen 1325 und 1330 entstanden, waren bereits im 16. und 17. Jahrhundert schwer beschädigt. Bei der kompletten Restaurierung 1896-1900 wurde ein Viertel komplett neu erstellt und ein weiteres Viertel überarbeitet – d.h. die Hälfte dessen, was heute sichtbar ist, stammt vom Ende des 19. Jahrhunderts. Die neue Restauration zwischen 1987-2002 hat dann die Fenster mit Scheiben aus dem 19. und dem 20. Jahrhundert wieder lückenlos ergänzt. Wie beim Fussboden des Chors ist es heute gar nicht mehr einfach, zwischen den erhaltenen Stücken aus dem 14. und den sehr sorgfältigen Reproduktionen vom Ende des 19. Jahrhunderts zu unterscheiden, jedenfalls nicht auf den ersten Blick.

Das heisst, hier innen, am Originalschauplatz ist es mit dem Authentischen, Echten, Originalen nicht so einfach. Und das ist er wieder, der horror vacui vor der leeren, verschwundenen Vergangenheit, der das 19. Jahrhundert so irritiert hat. Denn das, was für das 1310 gegründete Doppelkloster Königsfelden am allerwichtigsten war, nämlich die Residenz der Königinwitwe Agnes mit ihrem ungarischen Kronschatz, ihren Juwelen, kostbaren Stoffen, Büchern und Altären und, nach 1386, dem Erbbegräbnis und Familiengruft der Habsburger, ist bereits am Ende des Mittelalters obsolet geworden, mit dem Übergang von Königsfelden an Bern und mit der Auflösung des Klosters in der Reformation. Drei Stücke aus dem Schatz der Königin Agnes sind heute im Historischen Museum Bern erhalten; alles andere ist verschwunden, unwiderruflich weg. Königsfelden ist mit seiner aufwändigen und aufsehenerregenden Architektur und den spektakulären Glasfenstern ist tatsächlich ein gebautes „Manifest“ dynastischer Herrschaftsan-

sprüche, wie Bruno Meier in seinem neuen Buch über die Habsburger in der mittelalterlichen Schweiz schön formuliert hat. Aber ohne Schatz und ohne reale tote Könige wurde es funktionslos und zu einer leeren Hülle.

Und damit wären wir bei ihrem Job: Wie lässt sich diese Funktion von Schätzen und dynastischem Totenkult vermitteln? Und wie die unübersichtliche und langwierige Chronologie der habsburgischen Familien- und Heiratspolitik, all die endlosen Kriege und Verträge und Friedensschlüsse und erneute Kriege zwischen wechselnden Gegnern, die die Habsburger mit den Kurfürsten, den Nassauern, Luxemburgern, Przesmliden, und wie sie alle heißen?

Noch schwieriger: Wie lässt sich vermitteln, dass diese eindrucksvolle Architektur, in der wir uns befinden, eben nicht das Produkt einer vermeintlich stabilen und harmonischen religiösen Ordnung war, einer beschaulichen frommen ästhetischen Anti-Moderne, als die das 19. Jahrhundert das Mittelalter stilisiert hat? Wie lässt sich vermitteln, dass sie im Gegenteil als Resultat jener explosiven und ungeheuer raschen Veränderung im Europa des 13. und frühen 14. Jahrhunderts entstanden ist, in der die Einführung des Papiers aus dem arabischen Spanien die Bürokratie und die Aufschreibesysteme revolutionierte, und in dem die italienischen und südfranzösischen Kaufleute und Bankiers Waretermingeschäfte, Buchhaltung und einen höchst dynamischen Kapitalismus betrieben, internationale Bankenzusammenbrüche übrigens inbegriffen? In denselben Jahrzehnten fand die Expansion neuer religiöser Serviceinstitutionen ihren Höhepunkt, die ebenso neue Kommunikationsformen perfektionierten, die Predigt in den Volkssprachen und bildergestützte multimediale Inszenierungen; nämlich die Bettelorden.

Königsfelden mit seiner gewaltigen Kirche und den im deutschen Sprachraum einzigartigen Glasfenstern ist das Produkt einer Konvergenz, einer momentanen Interessensparallelität zwischen einer ehrgeizigen adeligen Dynastie – den Habsburgern – und einem internationalen religiösen Dienstleistungskonzern, nämlich dem Franziskanerorden, im Moment ihrer rapiden Expansion. Deswegen hat das Langhaus von Königsfelden auch zwei Doppelgänger. Das Mittelalter kannte sehr wohl Serienproduktion; die Franziskanerkirchen in Colmar und Basel sehen dieser Klosterkirche zum Verwechseln ähnlich. Sie ist eben nicht „einzigartig“. Am Ende

des 14. Jahrhunderts, hundertfünfzig Jahre nach dem Tod ihres charismatischen Gründers, betrieben die Franziskaner über 1400 Klöster in ganz Europa, von Sizilien bis Schweden, eine riesige, straffe Organisation, praktisch unabhängig von allen lokalen Machthabern und – wenigstens in der Theorie - nur dem Papst unterstellt. Denn das ist es auch, was sie hier sehen: Medieninnovation, gebaute Infrastruktur einer ungeheuer schnellen und tiefgreifenden Expansion. Das, auch das, ist das Mittelalter – und nicht bloss blutig-urchig pittoreskes Königsdrama und vermeintlicher nationaler Ursprung mit sentimentalisierten literarischen Mythen.

In der Vermittlung aber merkt man nichts davon. Ich kann nichts über die Veranstaltungsserie mit Familienturnier und Krönung der neuen Königsfamilie im vergangenen September 2009 sagen, inklusive Turnier, Picknick und der Wahl der neuen Königsfamilie. (Ich hoffe, die sind wohlauf und erfreuen sich dieser Würde.) Ich war an einer sommerlichen Wochenendveranstaltungen im Juli mit meinen Kindern hier in Königsfelden. Auf einer mittelalterlichen Klosterbaustelle konnte man Steine zurechthauen und Lasten transportieren; nebenan, im rekonstruierten Vindonissa, konnte man die Unterkunft antiker Legionäre besichtigen und den Umgang mit einem alten römischen Schwert lernen.

Ich habe dort sehr freundliche und ungemein engagierte Leute bei der Arbeit getroffen. Aber die Vermittlung konzentrierte sich darauf, was als Geschichtsstereotypen allen Beteiligten schon vertraut war: Auf fromme Mönche, die schreiben; auf geschickte wandernde Handwerker; auf die ungeheure Mühe, eine grosse Kirche ohne Maschinen und nur mit menschlicher Energie zu bauen; auf die römischen Soldaten als effiziente Kampfmaschinen. Alles, was am Mittelalter und an der Antike auch nur ein bisschen fremd und ambivalent ist, wurde weglassen. Keine Erwähnung, dass die Legionäre nicht heiraten durften und dass sie zum Teil aus weit entfernten Ländern stammten (also nicht unbedingt weiss waren, sondern braune und schwarze Hautfarben hatten). Keine Erwähnung der extremen Formen von Abhängigkeit, der physischen und sexuellen Gewalt und der grausamen Disziplinarstrafen in der römischen Armee. Und kein einziger Hinweis auf das römische Imperium, das auf ständige Unterwerfung neuer Gebiete angewiesen war, um aus diesen Gebieten seinen ständig wachsenden Bedarf

an billigem Getreide und billigen Sklaven stillen zu können: Denn deswegen befanden sich die Legionäre überhaupt in Vindonissa.

Die Vermittlung des Alltags auf der Klosterbaustelle fiel ähnlich stereotyp aus. Dass die Insassen des Klosters in Königsfelden nicht nur schrieben, sondern predigten (aber nur die Männer), und nicht in nur Latein, sondern auch auf Deutsch, blieben komplett unerwähnt. Dass auf mittelalterlichen Baustellen nicht nur gelernte Handwerker arbeiteten, sondern auch – und zwar in grosser Zahl – Frauen und Kinder, ist offensichtlich ebenfalls einfach undarstellbar. Und schliesslich fehlt jeder Hinweis darauf, dass hier ein König ermordet wurde und dass der Betrieb eines Klosters eben nicht nur mit Religion zu tun hatte, sondern mindestens ebenso viel mit Geld – einem grossen Schatz – und dem Kult um die Toten einer Herrscherfamilie.

Was genau wird durch dieses Nach-Spielen vermittelt? Im 18., 19. und frühen 20. Jahrhundert waren alle Gebildeten davon überzeugt, dass das Mittelalter (und, wenn auch auf sehr andere Weise, auch die Antike) der Ursprung ihrer eigenen kollektiven Geschichte sei, eine ungemein bedeutsame, weil authentische und vermeintlich bis in die eigene Gegenwart spürbare und wirksame Wurzel dessen, was und wie man selbst sei. Deswegen musste Mittelalter unbedingt erhalten werden, restauriert, rekonstruiert, vervielfältigt, und, noch besser, grösser und schöner und haltbarer neu gebaut. Nicht nur in dieser Kirche. Das Schweizer Landesmuseum neben dem Zürcher Hauptbahnhof, konzipiert als ins Riesenhafte vergrössertes Schloss aus dem 15. Jahrhundert, ist dafür ein schönes Beispiel. Es wurde genau in den Jahren begonnen, als Königsfelden renoviert wurde. Diese Kirche, so wie sie heute hier sehen, hat deswegen mindestens so viel mit der Eisenbahn, dem Stahlbeton und der Elektrizität zu tun wie mit dem 14. Jahrhundert.

Aber diese Abstammungsgeschichte hörte Mitte des 20. Jahrhunderts auf zu funktionieren. Seit 1945 sind die selbstverständlichen Bezüge auf das Mittelalter als authentische nationale Abstammungsgeschichte weggefallen, auch in der Schweiz. Mit dem Mittelalter in der Einzahl wird deswegen am Beginn des 21. Jahrhundert kein Staat mehr gemacht, und auch keine Kirche. Denn „das“ Mittelalter ist heute nicht mehr Chiffre für intensive Gefühle und kollektive Abstam-

mung, wie im 19. Jahrhundert. Es ist längst zum Zeichen für etwas ganz Anderes geworden: für Verkleidung, für Simulation und für jene Formen von Reinszenierung, die auch selbstbewusst und unübersehbar als Reinszenierungen daherkommen - fürs Nach-Spielen.

Umso intensiver ist das Mittelalter jener riesigen, seit den 1950er Jahren in immer rascheren Zuwachsraten expandierenden Industrie verbunden, die heute entweder die dritt- oder zweitgrösste Dienstleistungsbranche des Planeten ist; jener Industrie, die es schafft, sich in ihrer Selbstdarstellung als das genaue Gegenteil industrieller Produktion darzustellen: dem Tourismus. Denn nicht mehr der Nationalstaat oder religiöse Institutionen, sondern die Unterhaltungsindustrie und der Fremdenverkehr sind heute die treuesten Nachfrageinstitutionen für Mittelalterliches. Der moderne Tourismus ist nicht denkbar ohne das Als-ob dieser Reise in die Vergangenheit, in die vervielfältigten und nachgespielten Re-enactments der vertrauten Klischees. Dieser Geschichtsgebrauch zielt nicht auf Ursprünge und Abstammungsgeschichten als Zukunftsmodelle, sondern auf Wiederholung und Rekombination von pittoresk und ziemlich grotesk vereinfachten Alteritäten.

Wissenschaftliche Forschung taugt für diese Art von Geschichtsgebrauch nicht; denn die handelt notwendigerweise davon, was sie nicht, oder, um es optimistischer auszudrücken, was sie noch nicht weiss. Genau das geht leider in jenen Formen von Vermittlung verloren, die sich – wie die hier Praktizierten - aufs Nachspielen konzentrieren. Mit unverkennbaren bunten Plakaten, damit es wenigstens ein bisschen aussieht wie im Film, als Kopie der Kopie; auch das ist ein sehr interessantes Phänomen. Vorgezeigt werden nicht nur Rekonstruktionen der Antike, sondern stolz auch die Logos der Sponsoren des 21. Jahrhunderts, offenbar als Gütesiegel: Wo ‚coop‘ und ‚Casino Baden‘ draufsteht, das muss ja gute Geschichtsvermittlung sein.

Nachgespielt werden kann aber nur das ohnehin Bekannte und Vertraute, vereinfacht, damit möglich viele das Programm überhaupt erkennen und mitmachen können und wollen. Die offenen Fragen und die Lücken (die ja auch Möglichkeiten für ganz andere Abläufe sind) verschwinden. Und das erzeugt zusammen mit

dem Marketing für Familien als bevorzugte Wochenend-Besucher dieses erstaunlichen Grad an, sagen wir es doch deutlich: Infantilisierung.

Was ist also das Originale am Originalschauplatz? Was ist seine „Magie“, wie die Einladung zu dieser Tagung fragt, seine Aura? Aura ist nichts, was immer schon da war. Aura wird nicht einfach durch Alter erzeugt, sondern durch Restauration, Repliken, Vervielfältigen. „Original“ werden die neu restaurierten, neu rekonstruierten und neu reproduzierten mittelalterlichen Glasfenster über uns und die Fussbodenfliesen unter uns nämlich erst durch die Rekonstruktion, Pastiches und Kopien, die sie umgeben und mit denen sie so schön verschmelzen. Genau das wollten die Kollegen aus dem 19. Jahrhundert ja: Maximierung der Wirkung. Deswegen hatte dieses schöne Gebäude für 150 Jahren auch keine Aura, als es kaputt war. Und damit wären wir tatsächlich bei der Magie des Ortes angekommen. Denn der Begriff des Originalschauplatzes ist ein magisches Totem, eine Beschwörung: Er soll das Verschwundensein der Vergangenheit zum Verschwinden bringen.

Vielen Dank.